

R E D E / Saša Stanišić – Erwiderung des Preisträgers auf die Laudatio von Dr. Daniela Strigl / 19. Hans-Fallada-Preis der Stadt Neumünster, gehalten am 10. März 2020

Ja, das Genre des Danks. Schwierig. Schwierig zu beherrschen. Am besten, sagt man mir, einfach ehrlich sein. Vielen Dank für den Preis, freu mich sehr, Kontonummer haben Sie, alles Gute, jetzt Musik.

Ich muss das besser können, es ist nämlich so, dass ich zwischen Oktober 2019 und Oktober 2020 sechs Dankesreden gehalten haben werde, da kann man nicht immer dasselbe sagen. Also vielleicht schon, zum Beispiel wenn es um Preise geht, die mit Schriftstellern als Paten verbunden sind, so wie heute, da ist es doch erlaubt, die gleiche Rede mehrmals zu halten, man ändert bloß den Namen des Schriftstellers.

Heute also Joseph von Eichendorff. Kleiner Scherz, der ist erst im Oktober dran.

Das wäre alles viel leichter, wäre ich ein so schneller Denker und Schreiber, wie es Fallada gewesen ist. Der sechshundert Seiten in ein paar Wochen raushaut, dabei gefühlt sieben Entziehungskuren versucht, siebzehn Tobsuchtsanfälle kriegt und siebzig Mal nach Berlin zum „Recherchieren“ tuckert.

Der Unruhige. Vielleicht der Unruhige, ich weiß es nicht, kennen uns kaum. Ich ihn etwas besser, als er mich. Ich weiß, dass die Welten, die er im Prozess manisch und im Text dann so scharf umrissen schuf, eine große Ruhe und Kraft einlösen, und vielleicht waren sie ihm das: sein Tau. Sofern er eines gewollt hatte.

Und ich? Acht Jahre für einen Roman. Keine Entziehungskur, kein Tobsuchtsanfall, keinen jedenfalls, an den ich mich erinnere. Dafür tagelang Papierschredder online recherchieren, weil mich manische Lust packt, meine Steuerunterlagen aus dem Jahr 2007 zu vernichten.

Ich werde Ihnen nicht viel über Fallada erzählen, ich weiß nicht viel über Fallada. Ich könnte Ihnen mehr über meinen Papierschredder erzählen. Dass es mir gleich beim zweiten Gebrauch gelungen war, ihn mit einem verworfenen Text zu füttern, der so schlecht gewesen sein muss, dass das arme Ding nur den halben Stapel verdauen konnte, sodann ein Röcheln von sich gab und Papierfetzen im hohen Bogen durch die halbe Wohnung spuckte, die Buchstaben in die Welt zurück, aus der ich sie für immer verbannen wollte.

Es war der Text dieser Rede gewesen.

Ich las es als ein Zeichen. Weiß allerdings nicht, wofür.

Ich werde Ihnen nicht viel über Fallada erzählen, ich weiß nicht sehr viel über Fallada. Eines bin ich mir aber gewiss: ohne ihn würden wir hier nicht sitzen. Also Sie schon – ich ziemlich sicher nicht.

Als ich nach Deutschland kam, kannte ich nur ein deutsches Wort: Lothar Matthäus. Ich erzähl das gern, es stimmt nicht. Ich konnte mehr. Ich konnte die Stationen der Vierschanzentournee aufzählen: Oberstdorf, Innsbruck, Bischofshofen, Garmisch-Partenkirchen. In „Garmisch-Partenkirchen“, diesen garstig-gelaunten Silben, manifestierte sich mein gesamtes jugendliches Grauen vor dem phonetischen Unwesen der deutschen Sprache. Von der deutschen Literatur kannte ich, der 14jährige Deutschsprachlose, nichts.

Es war also zu dieser Zeit, da ich nach Heidelberg kam. Das, was ich aus dem untergehenden Schiff, das mein Land gewesen ist, gerettet hatte, war meine jugendlich engagierte Liebe zur Literatur.

Ich möchte Sie nicht langweilen mit der Geschichte, die Sie sicher tausend Mal gehört haben, der Schriftsteller als junger Leser. Aber ich tue es jetzt doch mal, Sie können ja schlecht weg:

Zuhause in Višegrad hatten wir ein Sofa, das man aufklappen konnte. Meine Eltern legten da immer Bücher rein, und ich kam aus der Schule und legte mich dazu. Das Sofa war ein Walfangschiff, war ein Apachen-Wigwam, war ein Hundeschlitten im Eis, und meine Weggefährten hießen d'Artagnan, Alice oder Aska.

Die einzigen cooleren Berufe, als die des Schriftstellers – dachte ich damals – seien der Ameisenforscher oder die Quitte. Da es noch keine mir bekannte Gelegenheit gab, eine Quitte zu werden, war mein Weg damals irgendwie vorgezeichnet, und ich besorgte mir eine Lupe.

In unserem ersten deutschen Zuhause in Heidelberg besaßen wir erst einmal keine Bücher. Und kein Geld für Bücher. Unser Leben seit dem Krieg schien ja selbst ausgedacht: eine literarische Fluchterzählung, unwahrscheinlich wie realistisch.

Mit besser werdendem Deutsch hing ich mich an die Stadtbücherei wie Fallada an Zigaretten. Dort besorgte ich mir meinen Stoff und ging dann, zum Lesen, in den Wald – daheim war es oft zu trubelig, und die Welt, aus der ich in Bücher fliehen wollte, zu präsent. Nach dem Sofa in Višegrad war ein Hochsitz in Heidelberg mein Leseversteck, war mein Vergessen und zugleich Überblick.

Was las ich? Zuerst Brecht und Kafka, einfache Sachen also. Der erste Roman dann, den ich ganz auf Deutsch gelesen hatte, den Anfang sonnig im späten Herbst 1993, die letzten bei erstem tauenden Schnee, war: „Kleiner Mann, was nun.“

Das Buch schaffte das, was gute Literatur schaffen sollte: es veränderte etwas, veränderte mich. Tat mir gut und tat Gutes. Ich hatte eine deutsche, deutschsprachige Geschichte genossen. War gerührt, wurde unterhalten, lernte Neues.

Ich besaß – realisierte ich also – genügend Sprache, dass eine literarische Sprache – das Erzählen – über das Verstehen hinaus, ein ästhetisches Vergnügen werden konnte. Falladas Welt öffnete sich mir, und das Schönste war – sie öffnete sich mir *selbstverständlich*. Darin ein Liebespaar in den Zeitenwirren, im Prekären, im Politischen. Zwei, die zu funktionieren suchen, *trotzdem*.

Dieses *Selbstverständlich* der Sprache und dieses *Trotzdem* des Stoffs waren es, die vielleicht zum ersten Mal beim Lesen eines literarischen Textes nicht bewirkt haben, dass ich der Welt entflohen war, mich verlor, sondern, dass ich in die Welt und in die Sprache *hineinwollte*.

Ich fragte mich nun: Wie funktionierst du in deinen Zeitenwirren, deiner sozialen Umgebung? Wer bin ich, wenn ich nicht Flüchtling bin, nicht Bosnier, nicht fremdbestimmt? Wer bin ich *trotzdem*? Was kann ich? Und vor allem: Was *will* ich?

Ein zuversichtlicher Wille entsprang der Lektüre von Fallada, diesen Fragen Geschichten als Erwiderungen gegenzustellen, um mich erschreiben zu können.

Ich nippte am Deutschen. Imitierte Kafka und Brecht, bald trank ich es, berichtete, erfand. Ich wollte, dass mir gelingt, was „Kleiner Mann, was nun?“ mit mir gelungen war: verändern,

rühren, unterhalten. Eine Sprache wollte ich für die radikalen Begebenheiten, denen ich entkommen war. Wollte vom Leben im Jetzt Texte auf andere und mich *ausüben*. Es war damals in dem Hochsitz mit diesem Mann, der uns heute zusammenbringt, dass ich dachte: erzähl doch, erzähl du doch auch.

Mit dem Erzählen veränderte sich mehr: Ich wurde selbstbewusst, was unter den Umständen schwierig war, und umso wichtiger, um die schwierigen Umstände zu meistern.

Prompt kandidierte ich für das Amt des Klassensprechers und wäre es sicher geworden, doch die Klasse zeigte sich nicht bereit für den real existierenden Sozialismus.

Vielleicht war es so: Weil mir mit der Niederschrift der Welt die Welt einleuchtender und näher erschien, sowohl in ihrer Grausamkeit, als auch in ihrer Menschlichkeit, fiel es mir leichter, meinem tatsächlichen Leben und Erleben gewachsen zu sein, in denen zunächst weitaus mehr *nicht*, als *in Ordnung* war. Literatur diente als Brücke zwischen dem *ist*-Zustand und *will*-Zustand. Das ist sie mir bis heute geblieben, bloß ist die persönliche Ordnung zum Glück einiger Maßen hergestellt.

Ich habe von Fallada nur wenig mehr gelesen, gerade einige der kürzlich erschienenen Erzählungen: „Junge Liebe zwischen Trümmern“. Nichts hat mich mehr so bewegt – besser gesagt – in Bewegung gesetzt wie damals die Stunden im Hochsitz unter Waldesgrün, mit Lämmchen und dem Jungen.

Falladas Erzählung „Warnung von Büchern“ beginnt so: *Hätten die Dienstmädchen in meines Vaters Hause die Betten besser gemacht, wäre ich vielleicht nie ein so leidenschaftlicher Freund der Bücher geworden.*

*(...) so konnte ich mir unter der Matratze eine kleine geheime, aus meines Vaters Bücherschränken zusammengestohlene Bibliothek*

*halten. (...) ((dort)) war ich in einer anderen Welt und was Wunder, dass mir diese Welt allmählich viel mehr bedeutete, dass sie mir viel wirklicher schien als die Welt, in der ich tagsüber ziemlich verschlafen umging.*

Ähnlich meinem Lesesofa also - Falladas Lesematratze. Und ähnlich groß die Bedeutung, die Fallada mit der Stimme seiner Figur der gelesenen Welt und der Weltvergessenheit beimisst. Wie ich sie einmal empfand an meinen Leseorten.

Um ehrlich zu sein: Es fällt mir zusehends schwer, neben den Erschütterungen unserer Zeit, aus Fiktionen Kraft zu schöpfen wie das in meiner Jugend der Fall war. Bücher damals waren meist angenehme Flucht vor den Folgen unserer Flucht, heute käme mir ein solches Ausweichmanöver fast zynisch vor.

In der politischen Krise europaweit, wie ich sie 1992 ja auch erlebt hatte, damals aber eben am liebsten (und erfolgreich - mit Büchern) verdrängt hatte.

Im Aufwachen des nationalistischen Korpsgeistes auch und gerade hierzulande. Den NSU- und Lübckemorden, im Anschlag von Hanau.

Im Klimageschehen und den damit verbundenen Untätigkeiten. An den EU-Grenzen, jetzt, während wir hier feiern.

Ich bin erschüttert von all dem, von der Gegenwart, von der Aggressivität in der Gesellschaft, von der Unmenschlichkeit, den nicht enden wollenden Kriegen.

Und ich stelle jede Erzählung in frage, auch jede eigene, die nicht in dieser Erschütterung und nicht in dieser Gegenwart sich zu verantworten sucht. Hadere mit der Sinnhaftigkeit des Ausgedachten, verzettele mich in der Überlegung, wie man

heute überhaupt anders als so realitätssnah wie machbar erzählen sollte und warum anders als dystopisch?

Ich sage mir: Auch andere Geschichten müssen erzählt werden. Es gilt das Gewicht der Welt ernst zu nehmen, und dazu das Gegengewicht zu denken und zu schreiben.

Ich sage mir: Literatur hat immer schon Wege gefunden, mit Krisen umzugehen auf die ihr eigene Weise, diese Weise liegt nicht im praktischen Nutzen eines literarischen Textes, sondern im Geistigen, im Ästhetischen, in der Erkenntnis und dem Sich-Erkennen.

Von wie vielen wird Literatur gelesen? Wie viele Meinungen kreiert sie, wie viele ändert sie. Wie viele wird sie zum Handeln bewegen?

Ich habe darauf meine Antworten, und sie gefallen mir nicht, und über ihnen schwebt dennoch – wie ein allwissender, leider aber unzuverlässiger Erzähler – auch wieder diese Antwort: *Trotzdem*. Trotzdem weitererzählen.

Mich haben Bücher meiner Jugend und des Heranwachsens *mitgestaltet*. Sie haben mich aktiviert. Andrić und Jack London und Desanka Maksimović und Fallada und Brecht und Melville und Branko Ćopić und später Cormac McCarthy und Kurt Vonnegut. Ihre Geschenke bleiben für immer da, bleiben für immer das, was auch ich schenken will – Geschichten aus dem gleichen Baustoff gemacht wie diese unsere merkwürdige Welt.

Damals im Hochsitz. Oder in unserem Heidelberger Bungalow. In der Schulkantine, das Buch neben dem Essenstablett, oder noch früher in meinem Büchersofa oder als ich mal den Preis unserer kleinen Bücherei in Višegrad für die meisten im Laufe eines Jahres entliehenen Bücher erhielt (wobei

ich schon auch ein paar Bücher ausgeliehen hatte, um den Preis zu erhalten). Literatur war eine notwendige Selbstverständlichkeit und eine selbstverständliche Notwendigkeit. Sie war mir ein Anliegen und eine Lust und ist mit Fallada im Deutschen eine Aufforderung geworden: Mach mich doch auch.

Heute werde also nicht nur ich ausgezeichnet. Sondern all das, was zu diesem früher lesenden, heute vor allem schreibendem Ich gehört: das Sofa, der Hochsitz. Die Büchereien, die besten Eltern, die heute Abend hier sind.

Die beste Lektorin, meine große Liebe, ebenfalls hier, mein Sohn mit dem ich ein nächstes Buch gemeinsam mache.

Es ist mir eine Ehre, es bleibt mir ein Antrieb. Mach. Mach trotzdem. Ein Kreis schließt sich, andere beginnen heute neu.

Vielen Dank für den Preis, freu mich sehr, Kontonummer haben Sie, alles Gute, jetzt Musik.